Nr. 92. — 1915. **Unterhaltungsblatt des Vorwärts** Mittwoch, 21. April.

Die Waldstadt an der Front.

Der Kriegsberichterstatter des schwedischen Blattes „Dagens Nyheter" auf dem östlichen Kriegsschauplatz, Bengt Berg, der sich zurzeit am Dunajec befindet, sendet seinem Blatte die nachstehende Schilderung, die uns besonders interessant erscheint, weil sich in ihr zum ersten Male ein Neutraler eingehend über die Leistungen der deutschen Pioniere ausspricht.
Die Redaktion.

Wo das Gebirge im Tal des Dunajec allmählich in eine sanftgewellte Hügellandschaft übergeht — dort liegt unsere Waldstadt im Schutze der drohenden Batterien. Ich entdeckte sie eines Abends, als ich durch die letzten Ausläufer der Karpathen herabgefahren kam, und nichts von der Welt hätte mich zu bestimmen vermocht, in dieser Gegend zu verweilen, wenn ich nicht auf die deutschen Pioniere gestoßen wäre. Und da ist es nun wahrhaft herzerquickend zu sehen, daß es inmitten aller Verwüstung, die der Krieg mit sich bringt, da die Felder und Weinberge zerstampft und niedergetreten werden und die Granaten die Dächer der Ansiedelungen im Fluge vor sich herfegen, daß es in einer solchen Zeit immerhin doch noch Menschen gibt, die nicht nur niederzureißen, sondern auch wieder aufzubauen verstehen; Menschen, die nicht um einen Tageslohn arbeiten, sondern samt und sonders, Offiziere sowohl wie Soldaten, in den wenigen freien Stunden der Kampfespausen einzig von dem Bestreben geleitet sind, ein Stück Land bewohnbar zu machen, das es sonst vielleicht nie wieder geworden wäre, und durch die Tat, nicht durch Worte, zu erweisen, wer es in Wahrheit ist, der gerade hier im Osten für die Kultur eine Lanze bricht.

Bevor die deutschen Pioniere in die Gegend kamen, war unsere Stadt wohl eine der allerelendesten in ganz Galizien, was doch gewiß schon allerlei besagen will. Eine Reihe jämmerlicher Hütten mit zerschlissenen Strohdächern, zum Teil mit Bretterverschlägen anstatt der Fensterscheiben, und mit Türen, gerade so hoch, daß eine Kuh sich zur Not hindurchzwängen konnte. In dieser Idylle hausten Polen und Juden mit den Ziegen und Hühnern in friedlicher Eintracht zusammen inmitten der von den Vorfahren überkommenen Misthaufen, bis die Hütten einzufallen drohten, und die Höfe sich in Jauchtümpeln verwandelten — bis ein gütiges Geschick ihnen die deutschen Pioniere sandte, die unverzüglich zu bauen, abzuleiten und auszukehren begannen und aus der elendesten aller galizischen Niederlassungen nach Ablauf von einigen Wochen eine bewohnbare Stadt gemacht hatten, aus der heutzutage selbst die Spuren der Russen wieder verwischt sind, die zu dem galizischen Schmutz auch noch den russischen hinzubrachten und im übrigen alles kurz und klein schlugen, um sich Brennmaterial zu beschaffen.

Es geschehen Zeichen und Wunder: nun ist selbst in diese Gegend, was wohl nie ein Mensch für möglich gehalten hätte, eine gewisse Ordnung eingezogen, ein geregeltes Leben mit einer geregelten Arbeit, von der hier früher anscheinend niemand eine Vorstellung besessen hat. Die Arbeit wird selbstverständlich militärischerseits bezahlt, und man hat die Einwohner mit der Zeit zu allem herangezogen, wozu man sie gerade brauchte, und selbst wenn es keine sonderlich dringenden Arbeiten gab, stets darauf gesehen, daß sie irgendeine Art von Beschäftigung hatten, die, ob sie nun Wege ausbessern oder für den Train allerlei Lastfuhren besorgen, noch immer mehr einbringt, als sonst eine Arbeit zu Friedenszeiten in dieser Gegend eingebracht hat. Was jedoch mit die Hauptsache ist, die Bevölkerung hat während dieser Zeit von den Pionieren gelernt, daß ein tüchtiger Arbeiter im Laufe eines Tages eine Summe von wertvoller Arbeit zu leisten vermag, die hier früher niemand für menschenmöglich gehalten hat.

Welche Leistungen haben die Pioniere aber auch hier, sozusagen mitten auf dem Schlachtfelde vollbracht, und wieviele scheinbare Belanglosigkeiten sind darunter, an denen ein anderer womöglich achselzuckend vorbeigegangen wäre, in denen ich jedoch gerade wieder einmal die deutsche Gründlichkeit erkenne. Wer denkt sonst so ohne weiteres mitten im Kriege daran, in einem fremden Hause die Fenster aufzureißen und die Scheiben zu putzen? Oder Diele und Tische zu scheuern und jahrzehntealte Spinnweben von der Wand zu fegen? Alles dies aber haben hier die „Mädchen für alles", die Pioniere, getan. Wo sie Tische und Bänke vorfanden, die altersschwach und wackelig waren, haben sie solange an ihnen geleimt und herumgehämmert, daß sie nun noch mindestens für ein paar Generationen haten. Wo sie keine Häuser vorfanden, oder aber nur solche, an deren Wohnlichmachung sie selbst verzweifeln mußten, da sind sie kurzweg in den Wald hinaufgestiegen, haben eine Anzahl Stämme gefällt, und gesägt und gehobelt und gebaut, daß es allein schon eine Freude war, ihnen zuzuschauen.

Sie haben jedoch nicht allein für die Menschen gebaut, sondern in gleichem Maße auch für das Vieh und ihre Vorräte, und zwar nicht etwa Baracken, durch deren Dachritzen die Sonne scheint und der Regen klatscht, sondern regelrechte solide Blockhäuser mit abgedichteten Fugen in Wänden, Fenstern und Türen. War eine Wand besonders dem Bergwind ausgesetzt, so wurde vor ihr noch eine zweite Schutzwand aufgerichtet und mit Zweigen, Laub und allem möglichen Material aufgefüllt, das geeignet ist, die Kälte von außen abzuhalten. Sie schlagen auch nirgends den Hausrat zusammen, um ihn als Brennmaterial zu benutzen, sondern sammeln beim Holzfällen im Walde oder in freien Stunden sorgfältig alle Aeste und Zweige auf, die sie der Feuchtigkeit wegen stets erst einige Tage am Herdfeuer trocknen.

Ich wohne in einem solchen Blockhaus im Walde, etwas oberhalb der eigentlichen Stadt, bei einem deutschen Pionierhauptmann, der sich mit einigen wenigen Mann sein Haus in zwei Tagen gebaut hat. Es ist nicht sonderlich lang und nicht sonderlich breit, und alles, was darin ist, wurde an Ort und Stelle zusammengezimmert, aber es ist wohnlich und so hoch, daß wir sehr bequem aufrecht darin stehen können. Zwei Schlafpritschen, eine über der anderen, nehmen etwa ein Viertel des Raumes ein; vor dem einzigen Fenster ist aus einem breiten, soliden Brett ein Wandtisch angebracht und vor diesem prangt ein in einer freien Stunde gezimmerter derber Lehnstuhl. Unter der Decke bergen mehrere Wandbretter allerlei Vorräte, eine große, an der Wand festgemachte Kiste ist ein Schrank, und unser Ofen, der den ganzen Tag über brennt, heizt so prächtig, daß das schmale Schornsteinrohr vor lauter Eifer oft rotglühend wird.

Ein paar Steinwürfe weit unter uns schlängelt sich der Weg hin, über den eine Brücke führt, unter der ein Heuwagen gut und gerne hindurch kann. Sie liegt jetzt anscheinend völlig sinnlos da, denn alles im Umkreis ist knochenhart gefroren und sämtliche Wege sind überdies noch allen Teilen der Front hinaus mit Holzbohlen belegt; aber es hat auch schon andere Zeiten gegeben, da die Wege so grundlos waren, daß die Wagenräder völlig in ihnen versanken, und da entschlossen sich die Pioniere kurzerhand, um schneller herüber und hinüber zu gelangen, diese Brücke zu bauen.

Auch in der alten Stadt unten stößt man vielfach auf Anbauten an die Häuser, wo sich solche als notwendig erwiesen haben, während wir hier oben ja sozusagen eine ganze Stadt aus neuen Blockhäusern bewohnen. Das vornehmste unserer Stadtviertel ist unstreitig das der Flieger, das am weitesten oben liegt; dort besteht jedes Haus aus mehreren Räumlichkeiten mit besonders angebauter Küche, und die Bauern aus der Stadt unten kommen zu diesem Dorado hinaufgepilgert und starren es mit offenen Mündern und Augen an, denn sie haben es sich niemals träumen lassen, daß jemand so fabelhaft vornehm wohnen kann.

An sonnigen Tagen, wenn die Sonne in den Hochwald fällt, leuchten an unserem Häuschen in ihren Strahlen lustig die blitzblanken Scheiben; kommt jedoch der Abend, so leuchtet von innen eine wärmende Glut, und bisweilen steigen hier und da kleine Funkenschwärme aus den Schornsteinen, wenn die Mannschaften gerade dabei sind, ihr Nachtmahl zu bereiten.

Um diese Stunde geschieht es zumeist, daß wir uns, eine Handvoll Männer, in einem der größten Häuser versammeln, um miteinander das Nachtmahl einzunehmen und hintenach bei dampfender Pfeife zu besprechen, was es Neues gibt. Was die russischen Batterien weit drüben südwärts suchten, als sie sich um die Mittagszeit glühend schossen. Und was der Flieger gesagt hat, als er auf zweitausend Meter emporgestiegen war, und bald darauf der große Mörser zu sprechen begann. Und von welcher Niederlassung hinterm Walde um die Dämmerung der Feuerschein kam, und — wer seit gestern abend gefallen ist. . . .

Hat es dann womöglich einen getroffen, den wir kannten, oder von dem wir sonst irgendwie gehört hatten, so wird es wohl eine Weile merkwürdig still, bis schließlich der General oder der Major ein stilles Wort des Gedenkens und des Bedauerns sagen. Dann ist es für diese Stunde scheinbar vergessen. Weiß denn auch jemand, wer morgen fällt, und von wo der Feuerschein morgen aufloht? Niemand. Womöglich gar von unseren eigenen Häusern, die wir selbst gebaut haben. . . .

Schlägt eines Tages aber auch wirklich mal eine Granate ein und legt unser Haus in Asche — was schert uns das? Wir fällen den nächsten tauglichen Baum und bauen ein neues neben die Trümmer!

(Deutsch von W. P. Larsen.)

Berliner Ausstellungen.

Bei Fritz Gurlitt (Potsdamer Straße 113) ist der zweite Teil der Ausstellung „Deutscher Meister aus Privatbesitz" zu sehen. Je 35 Arbeiten von Louis Corinth und Max Liebermann. Man empfängt einen starken Eindruck von dem Lebenswerk und der bewußten Entwickelung dieser beiden Maler; man stellt zugleich fest, daß der Vorwurf, die deutschen Sammler wären durch die Kunsthändler zum unentwegten Einkauf von Franzosen und anderen Ausländern verführt worden, eine Uebertreibung ist.

Im ersten Augenblick möchte man es für ein Wagnis halten, Corinth neben Liebermann gehangen zu sehen; man ist aber bald überrascht, wie achtenswert der letzte Nachfolger des Rubens neben dem intellektuellsten Wegbahner des Impressionismus besteht. Die große Corinth-Ausstellung, die vor einigen Jahren Cassierer gemacht hat, ließ befürchten, daß die dekorativen Tendenzen, das Markarthafinge und die Neigung, Bilder im Atelier zu stellen, wie das Corinth als ein verkappter, wenn auch fleischlich emanzipierter Akademiker tut, in der dichtesten Nähe der Lebensdokumente, wie sie Liebermann mit anatomischer Witterung und einer organisatorischen Fähigkeit sondergleichen der Natur entreißt, ungünstig wirken müßten. Da Gurlitt aber mit kluger Kritik alle großen Formate, alle turbulenten Szenen, den ganzen populären Corinth fortließ und nur Bilder aufhing, auf denen die Malerei das Illustrative überwiegt, so steigt der Gesamteindruck, den wir von dem Maler der Salome und anderen Theatralien haben, wider alles Erwarten; es zeigt sich, daß Corinth, wenn er vom literarischen Ehrgeiz absteht, und die Natur über sich kommen läßt, durchaus ein Handwerksgenosse der modernen, die Essenz der Wirklichkeit suchenden Malerei ist.

Der Unterschied zwischen Corinth und Liebermann wird besonders deutlich, wenn man ihre Selbstbildnisse miteinander vergleicht. Corinth stellt sich breitbeinig neben ein Totengerippe, oder er umarmt in einem übermütigen Erinnern an Rembrandt und die Saskia ein Modell, das er obendrein zur Steigerung des Künstlerfestes von allem Ueberfluß an Kleidern befreite. Liebermann hält sich von derartigen Effekten und romantischen Sentimentalitäten fern; er malt sich in gepflegter bürgerlicher Kleidung als einen wohlhabenden Berliner oder im Arbeitsgewand, in einem Leinenmantel, den man auch für die Uniform eines Chirurgen nehmen kann. Corinth will, wenn er sich selber darstellt, den Maler im Schlapphut, den Künstler jenseits von gut und böse, den lebensfrohen Gesellen aller jener verschwenderischen Meister der ungebundenen Renaissance herausstreichen; Liebermann betont, daß er ein Arbeitsgenosse der Techniker, der Aerzte und Chemiker, und zwar auf eine besonders feinnervige und sinnenscharfe Art ist. Das derbe, breite, vollblütige Gesicht Corinths zeigt uns einen Optimisten, der noch daran glaubt, die Welt als ein Genießer und Sieger beherrschen zu können. Das schmale, scharfgeschnittene Gesicht Liebermanns mit den mißtrauisch und spöttisch sehenden Augen verrät den Skeptiker, der über das Leben nicht als Held triumphiert, sondern es als ein Verstehender erleidet. Corinth posiert ein wenig den Kraftmenschen; Liebermann hält sich zurück, die elastischen Ströme seines prüfenden Geistes pulsen unter einer kühlen, neutralisierten Oberfläche. Diese Trennung der Persönlichkeiten kennzeichnet die Werke: Corinth will immer einiges mehr.

2]

Vom Weg meiner Jugend.

Von Clara Viebig.

Ich habe dann mein heimliches Glück doch nicht allein für mich behalten können. Zuerst erzählte ich der Nachbarstochter davon, und als diese hoch und heilig versprach, mich nicht zu verraten, las ich ihr an einem verschwiegenen Ort aus dem Buch der Lieder vor. Ich las mich in einen Rausch hinein, und auch sie wurde davon mitergriffen. Ob wir alles verstanden haben? Ich bezweifle es; aber etwas hatten wir sicher verstanden: die Musik der Verse, den köstlichen Wohllaut. Und ein Respekt kam mich an vor solchen Versen — wo solch ein Dichter gedichtet hatte, durfte da noch jemand anderes dichten?!

Solcher Respekt hat mich mein Leben lang nicht verlassen. Ich habe immer eine ehrfüchtige Scheu vor der Kunst gehabt, so daß es lange, lange gedauert hat, bis ich mich selber an sie herantraute. Die Jugend ist mir fast darüber hingestrichen, denn was ich als junges Mädchen heimlich erdachte und niederschrieb, das ist auch heimlich geblieben; ich habe es zwar noch nicht verbrannt, es liegt ganz hinten in einem Fach meines Schreibtisches, aber ich lasse es niemanden lesen, und wenn ich selber einmal hineinblicke, dann klappe ich geschwind wieder zu und sage mir: doch gut, daß nicht alles gedruckt wird!

Der Vater hat es nicht mehr erlebt, daß die Tochter Schriftstellerin geworden ist. Ob er sich wohl darüber gefreut hätte? Ich glaube es. Er hatte einen freien Geist, einen Geist, wie man ihn nicht allzu häufig in den engen Schranken preußischen Beamtentums findet; einen Geist, der stark war in einem schwachen Körper. Ich erinnere mich meines Vaters nur als eines kranken Mannes; den hageren Körper ein wenig vorgeneigt, hatte er in den tiefliegenden blauen Augen unter der hohen Stirn ein Leuchten, das nicht mehr von dieser Welt war. Ein stiller und ernster Mann. Einen fröhlichen Vater habe ich nie gekannt, und doch hat dieser ernste Mann mit dem schneeweißen Haar sein junges Kind so gut verstanden. Das beste meiner Kindheit waren die Stunden, die ich bei ihm verbringen durfte.

Dämmerung war's, die Akten waren abgetan, er hatte sich in dem kleinen Arbeitszimmer müde aufs Sofa gestreckt. Ich kauerte auf dem gestickten Teppich vor dem Sofa und hatte dem Vater beide Arme auf den Schoß gestreckt: „Erzähl' mir was!" Dann legte er die Offenbarung Johannis, in der er viel zu lesen pflegte, beiseite, und seine magere, ach, oft so heiße Hand auf meinem Haar ruhen lassend, sagte er zärtlich: „Mein Töchterchen! Erst erzähle Du mir — was hast Du heut getrieben?"

Wie hätte ich etwas verschweigen können?! Vor dem Blick dieser tiefen, blauen, entrückten Augen gab's kein Geheimnis. Und immer fand ich Verstehen, Verzeihung, eingehendste Liebe. Unter dem kaum fühlbaren Druck dieser mageren, trockenen, fiebernden Finger glättete sich mein oft gar wirres Denken. Und die kindische Unruhe eines jungen Herzens, das so hastig schlug, das so viel wollte — ach, viel zu viel! — ging unter im Frieden einer abgeklärten Resignation. Es mögen wohl Worte der Weisheit gewesen sein, die der weißhaarige Mann zu dem blonden Kinde gesprochen hat. Gescholten hat mich mein Vater nie; ich habe ihm alles gestanden, jede Unart, jeden trotzigen Gedanken, er hatte immer ein mildes Nicken dafür, und als ich ihm von Heine sprach, da hat er fein gelächelt: „Noch etwas früh, mein Töchterchen! Aber der Vorteil ist größer als der Nachteil. Lies Du nur, lies!" Und das machte ich mir zunutze. Was half es, daß meine Mutter wehrte, daß sie schalt über die „ewige Leserei", ich hatte den Vater zum Verbündeten.

Neben uns wohnte ein alter Mann, Herr Meuser, ein Kohlenhändler; ganz plötzlich auf einer Geschäftsreise hatte ihn der Schlag getroffen. Nun saß er finster und unbehilflich in seinem Sorgenstuhl, und all die vielen Bücher, die er sich in seinem Leben zusammengetragen hatte, bald hier, bald da — ohne Wahl — konnten ihm die Langeweile nicht vertreiben. Er war ja blind, blind; um ihn undurchdringliche Nacht.

„Kommst Du, mein Auge?" fragte er erwartungsvoll, wenn die Tür leise knarrte; und sein finsteres Gesicht hellte sich auf.

Ich war schon am Bücherschrank. Und dann las ich ihm vor, ohne Wahl, wie es gerade kam: Eugen Sue, Lord Lytton Bulwer, Zingare Carlén und Honoré de Balzac, Walter Scott und Victor Hugo — Gott weiß was noch alles! In miserablen Uebersetzungen, in einem Deutsch zum Erbarmen. Es stand viel Minderwertiges in diesem Bücherschrank; neben dem Guten das Schlechte, neben dem Schönen das Anstößige. Ich habe das Anstößige nicht gefühlt; mit eintöniger Kinderstimme schnatterte ich darüber hinweg. O, wie recht hat mein Vater gehabt! Das Lesen hatte gewiß einen Nachteil, einen großen Nachteil, ich las mich fast krank, aber der Vorteil war doch noch größer.

Vom blinden Herrn Meuser her stammt meine erste Bekanntschaft mit der Weltliteratur. Und die setzte ich fort, als meine Eltern mich zu ihren Freunden, einem alten Ehepaar — Landgerichtsrat Mathieu — ein Jahr nach Trier, wo sie vor Düsseldorf gelebt und wo ich geboren worden war, in Pension taten. Mein Vater wurde immer kränker, meine Mutter war immer bekümmerter um ihn bemüht, unser Haus war kein Haus mehr, in dem ein junges Leben sich sorglos entfalten konnte. Und sie wollten mir doch Sonne geben, die Sonne einer so unbekümmerten Lebensfreudigkeit, wie sie dem guten Onkel Mathieu aus jedem Fältchen seines humorvollen Gesichts lachte, aus jedem schalkhaften Zucken seiner Mundwinkel blitzte. Wie sehr habe ich diesen Mann geliebt! Wenn ich jetzt durch die Straßen meiner alten Vaterstadt Trier schreite, ist es nicht die einst versunkene und wieder auferstandene Größe der römischen Baudenkmäler, die mich mit einem Schauer der Ehrfurcht überrieselt; nicht die sanfte Lieblichkeit der blauen Mosel, nicht die malerischen Formen der roten Felsen, hinter denen die Eifelberge grünen, bewegen meine Seele — mein Herz ist hier weich und liebevoll, weil es an Onkel Mathieu denkt. Hier bin ich einst neben ihm hergeschlendert, hier sind wir Hand in Hand die Mosel entlang gewandert, hier sind wir in die Eifelberge hinaufgestiegen. Wie hat es mich oft gepackt da oben, damals als junges Ding, daß ich mich am grünen Rain niederwarf und laut jauchzte, so laut, daß die Einsamkeit wieder jauchzte! Noch sehe ich das eigentümliche Schmunzeln um den Mund des alten Herrn, wenn ich, vor Lust mich nicht zu lassen wissend, wie berauscht von Wein — ach, wir hatten doch gar keinen getrunken, nur Luft, Heimatluft, Moselluft, Eifelluft — mich stammelnd an seinen Hals warf: „Ich bin so glücklich!"

Diese Eindrücke sind die Keime für meine ersten Eifelgeschichten gewesen. Onkel Mathieu war Untersuchungsrichter; wenn er mit seinem Sekretär auszog, um Tatbestände aufzunehmen, um Obduktionen beizuwohnen, so zog ich mit aus, das heißt, man setzte mich in irgendeinem Wirtshaus ab und empfahl mich der Obhut der Frau Wirtin. Es dauerte oft lange, bis die Herren ihre Geschäfte erledigt hatten, aber mir wurde die Zeit nicht lang. Wirtinnen sind meist gesprächig, sie wissen zu erzählen; und ich wußte zu fragen.

In den kleinen Eifelgärten, wo wild durcheinander Unkraut und brennende Liebe, Kartoffeln und Sturmhut, Feuerlilien und Nachtschatten wuchern, hörte ich manche Geschichte von Liebe und Haß, von frommem Gelübde und verbrecherischer Schuld, von Wallfahrtswundern und gebrochener Treue, von Habgier, von Mißgunst. Wie draußen in der weiten Welt, so war's auch hier in der Einsamkeit. Nur daß die Leidenschaften hier gewaltiger wachsen, sie wachsen ungezügelt, sie werden riesengroß. (Forts. folgt.)

als er vermag; Liebermann steht über dem, was er gibt, wie ein unerschöpflicher Souverain.

Beide Maler werden uns in der Gurlitt-Ausstellung entwicklungsgeschichtlich vorgeführt; man sieht ihre Bilder von den ersten tastenden Anfängen bis zu dem endgültigen Ergebnis. Auch da scheiden sich beide offenkundig. Die Entwickelung Corinths ist kürzer und auch nicht annähernd so vielfältig wie die Liebermanns. Corinth war viel früher fertig; er hat viel weniger gekämpft. Die Kunst war gegen ihn liebenswürdiger, und er nahm sie harmloser. Bei Liebermann war es ein Ringen und Wachsen ohne Pause; er hat sich mit Menzel, mit Millet und Courbet, mit Manet und Degas, mit Rembrandt und Franz Hals heftig auseinandergesetzt, hat von allen genommen, hat alle überwunden, hat alle verwandelt. Es ist ein Schauspiel, das für die Schöpfungskraft des Menschen zeugt, zu sehen, wie Liebermann, in ständigem Fortschreiten begriffen, die Natur verwandelt, ohne jemals ihre Einheit zu stören. Alle dekorative Kunst, und dazu gehört bis zu einem gewissen Grade Corinths Gesamtwerk, stört die Natur an irgendeinem exponierten Punkt, macht sie lustiger oder bunter, effektreicher oder wesenloser. Die Kunst Liebermanns ist die der wirklich großen Malerei: sie wahrt, so mannigfach sie auch die Erlebnisse der Augen zu mischen weiß, stets das Komische. Ob Liebermann, noch ganz unter dem Einfluß der Dunkelmalerei, gereihte Menschen aus einem räumlichen Zusammenhang aufleuchten läßt, oder ob er unter freiem Himmel die Gestalten der Netzflickerinnen durch die Luft mit den Wolken und dem Erdboden zusammenwachsen läßt, ob er die Tiefe eines Gartenganges nutzt, um die Welt weit zu machen, oder ob er mit wenigen, von Grau zu Grün schwingenden Strichen die Unendlichkeit des Meeres aufschließt: es ist stets der gleiche Vorgang, die Schöpfung eines in sich vollkommenen Seins, losgelöst von der Wirklichkeit, aber gerade darum gesteigerte Wahrheit, konzentrierte Natur und unversiegbare Quelle all der Empfindungen, die Wald und Wetter, Fleisch und Sonne zu wirken vermögen.

*

Im Kupferstichkabinett sind gewählte Blätter von Zorn und Munch zu sehen. Zorn, der Schwede, ist ein bedeutender Könner; der Norweger ist ein Künstler, besessen vom Dämon. Zorn leistet alles; er fegt mit der Nadel über die Kupferplatte und bleibt dabei stets gebändigt, elegant und international. Ein guter Europäer. Munch steigt aus den Tiefen; er quält sich zum Licht; er scheint zu stammeln, er ringt, er fällt, er bleibt der nordischen Erde, den Wettergeistern und den Meerfrauen immer nahe. Zorn kann Hermelin täuschend imitieren; Munch macht hinter zerfaserten Strichen eine blutende Seele ahnen. Zorn ist ein seltener Virtuos, der exakt zu zeigen vermag, daß Wasser feucht und die Haut warm ist. Munch hört das Stöhnen der Kreatur; er will mit jedem Strich sich und den Trolken ein Erlöser sein. In einer Lithographie hat er sich dargestellt, wie im Aether schwimmend, wie aus dem Formlosen zur Gestalt erwachend; auf einer andern taucht er gespenstisch aus dunkler Nacht, eine brennende Flamme, mit dem Antlitz eines Wissenden, der das Fegefeuer der Welt kennt und es doch begehrt. Er zeigt zwei Menschen am Meere stehend; aus dem Zucken der Schulterlinien fühlt man den Bann der Abhängigkeit, der auf diesen und allen andern lastet. Eine Radierung, ein technisches Meisterwerk, stellt uns in das Grauen eines Zimmers, das in allen Poren vom Mondschein erfüllt ist, von einem fahlen, tödlichen Licht. Ein Mann sitzt am Fenster, ein entlebter Schatten; eine Flasche steht auf dem Tisch, ein großes, stumpfes Auge; das Kreuz des Fensters lastet auf dem Fußboden als ein drohendes Symbol. So etwas kann unerträgliches Theater und Hintertreppenphantastik sein. Bei Munch spürt man die Naturgewalt, die aus den Bergen und den Träumen der Hirten in die Nerven eines Künstlers floh.

*

Die Neue Münchener Sezession, deren Ausstellung vor kurzer Zeit die Bierphilister der sogenannten Kunststadt München in Tobsucht versetzt hat, kam nach Berlin und zeigt in drei kleinen Sälen (Pariser Platz 7) eine sehr gemäßigte Sammlung vollkommener Harmlosigkeit. Es ist unverständlich, was an diesen bescheidenen Leinwanden die Isarleute geärgert haben kann. Will man schon die Malerei der Neuen Münchener Sezession undeutsch schimpfen, so kann man das höchstens darum tun, weil sie ziemlich unbedeutend ist. Neben einer bilderbogenartigen Notiz, die der Berliner Heckendorff von dem zerstörten Gerdauen nahm (die aber dem Grauen der Wirklichkeit nicht nahekommt), neben einigen sehr charakteristischen Proben der Schollenmalerei (Feldbauer und Genossen), verdienen eigentlich nur Lehmbruck und Hofer unsere Aufmerksamkeit. Von Lehmbruck einige schöne Plastiken, Frauenkörper, gotisch sehnsüchtig, mit wägendem Können und vibrierendem Geschmack gegeben. Von Hofer zwei kleine Malereien, die weich und melodisch, aber zugleich edelsteinig hart in Farbe strömen. Dekorative Kunst, die der Natur durch das Medium eines ganz ätherisch gewordenen Geschmackes nahe zu kommen sucht.

Robert Breuer.

Die Feldfernsprech-Abteilung bei der Arbeit.

Vor dem unscheinbaren Zollgebäude eines russischen Dorfes, das von den Russen verlassen wurde, steigt eines Tages eine kleine Gruppe älterer Offiziere aus. Es ist das Oberkommando, das sein Quartier aufschlagen will, und von hier aus wird in den nächsten Tagen die Riesenmaschinerie des großen Heereskörpers seine Dispositionen empfangen. In den vier Wänden dieser Amtsstube des Zollgebäudes wird sich ein Stück von dem Schicksal der gewaltigen Karpathenschlacht mit entscheiden.

Die Stabsoffiziere haben sich die paar Räume schnell eingeteilt, Tische werden zusammengerückt, Karten und Schreibzeug wird ausgebreitet und es dauert nicht lange, daß in der Tür ein Soldat der Fernsprechabteilung erscheint. Er stellt seine Telephonapparate auf, und seine Leitungen sollen hier zusammenlaufen. Die Truppe der Fernsprechabteilung ist dem Kommando nachgefolgt und hat still und fleißig die Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß in dem Hin und Her zwischen dem Kommando und den verschiedenen Heeresstellen die Befehlsverteilung und Nachrichtenübergabe schnell und sicher erfolgen kann.

Denn nicht nur furchtbar ist die moderne Kriegsmaschinerie in ihren Zerstörungsmitteln, sondern auch wunderbar in ihrer inneren Organisation. Dazu gehört auch im Nachrichtenwesen die Anwendung der Fernsprechapparate.

Die ersten Anfänge des Feldfernsprechwesens gehen bis in den ägyptischen Feldzug 1882 zurück. Kurz nach der Erfindung des Telephons wurde dieser Apparat gleich von den Engländern für die Nachrichtenvermittelung im Kriege benutzt. Eine Anwendung im großen Umfang erfuhr der Fernsprecher im russisch-japanischen Krieg. Aus dieser Zeit stammen die ersten Berichte über die praktischen Erfahrungen, welche mit ihm gemacht wurden. Die erzielten Resultate waren derart günstig, daß sich fast alle größeren Staaten veranlaßt fühlten, der Einführung des Fernsprechwesens als eines ständigen Verkehrsmittels neben dem Telegraphen näherzutreten, um für den Kriegsfall über beide Systeme zu verfügen.

Die Feldfernsprecher müssen so ausgebildet sein, daß sie sich für die verschiedenen Verwendungszwecke eignen und auch mit der ganzen Anlage leicht transportabel überall aufmontiert werden können. Siemens u. Halske, die in einer Publikation kurz vor dem Kriege konstatierten, daß neben der deutschen Armee eine große Anzahl ausländischer Militärverwaltungen ihre Konstruktionen eingeführt haben (darunter befinden sich auch Mächte, mit denen wir jetzt im Kriege stehen), liefern ihre Feldfernsprecher für die verschiedensten Verwendungsmöglichkeiten.

Da dienen Feldfernsprecher zum Anrufen und Geben von akustischen Morsezeichen für Infanterie- und Kavalleriepatrouillen. Fernsprechabteilungen werden gebildet, die speziell den Zugmeldedienst zu erledigen haben. Ferner kommt die Abwickelung des Nachrichtendienstes bei den Etappen und zum Verkehr auf den neutralen Leitungen und öffentlichen Fernsprechsetzen hinzu. Bis ganz vorn an die Front erstreckt sich die telephonische Nachrichtenvermittelung, die Leute im Schützengraben können sofort telephonisch um Verstärkung anrufen, wenn ein unerwarteter Ueberfall das notwendig macht. Und für die schwere Artillerie werden besonders Lautfernsprecher gebaut, die zur Verbindung zwischen Beobachter und Batterieführer zu dienen haben. Besonders ausgebildete Truppenabteilungen haben die für den telephonischen Nachrichtendienst erforderlichen Einrichtungen aufzubauen und zu verlegen, den Betrieb aufrechtzuerhalten und zu überwachen. Sie führen einen Kampf mit dem Gelände. Durch Wald und Feld geht es, über Berg und Tal, die leicht transportablen Drahtspulen wickeln sich ab und werden an Stangen hochgehalten, und je nach der vorhandenen Möglichkeit befestigt. Wie Altweibersommer hängen nachher die Drähte frei, hüpfen auf einen Baum, schweben leicht zur Erde, verschwinden plötzlich, klettern wiederum irgendwo zu einem Stützpunkt empor. Es sind das die Nerven, die Stimmen, die Horcher der Schlacht. Der Apparatewagen aber wird zum Fernsprechamt, zur Fernsprechzentrale.

Ein anschauliches Bild, wie feinnervig dieser Zweig des Nachrichtenwesens ausgebaut ist, gibt der Bericht des Kriegsberichterstatters Walter Oertel von der Anlage im Hauptquartier des Kronprinzen von Bayern. Das Fernsprechamt ist in einem Privathaus untergebracht, und wurde in drei Wochen unter Leitung eines Hauptmanns mit 300 Mann ausgeführt. Es umfaßt 95 unmittelbare Leitungen von rund 1200 Kilometer Länge und vermittelt täglich etwa 5000 Verbindungen. Am ersten Tage nach Einrichtung des Amtes wurden allein 54 Leitungen gelegt.

Von der Armeevermittelungsstelle können die einzelnen Armeekorps durch je 5 verschiedene Leitungen erreicht werden, mindestens zwei Leitungen führen nach den Divisionen und von diesen wiederum Leitungen nach den Brigaden und Regimentern. Die Hauptleitungen verzweigen sich dann durch Anschlüsse bis in die Schützengräben, außerdem sind Leitungen für die Artillerie nach den Beobachtungsständen und zwischen den einzelnen Stellungen verlegt. Jede Armee verfügt so über ein ganz gewaltiges Fernsprechwesen, das sich bis in ihre letzten Glieder erstreckt.

Der Fernsprechbetrieb ist bei seiner Anlage durch die Vielgestaltigkeit der Verbindungen nicht nur eine sehr komplizierte Arbeit, sondern die Leitungen werden auch oft durch die Artillerie des Feindes und durch Sturm beschädigt und unterbrochen. Deshalb sind besondere Kommandos unablässig tätig, um zum Teil an sehr gefährdeten Stellen Apparate und beschädigte Geräte auszuwechseln. Viele Anschlußstellen liegen direkt im Bereich des feindlichen Feuers, und so ist der Dienst bei diesen Truppenabteilungen durchaus nicht weniger gefährlich wie bei den anderen Feldtruppen, auch ist es ein Ausharren und Wagemut muß aufgewendet werden.

R. W.

Kleines Feuilleton.

Die Alten.

Ich fuhr an einem kalten Februartag zwischen 6 und 7 Uhr morgens in einem überfüllten Straßenbahnwagen nach der Stadt. An einer Haltestelle unfern der Thielenbrücke wollte ein altes Männchen mitkommen. Ein junger Mensch aber, der gleichfalls an der Haltestelle wartete, schwang sich flink in den Wagen, und der Alte mußte zurückbleiben. Für ihn war kein Platz mehr in der Bahn. „Ne, so'n alter Mann, sieh doch," sagte eine Arbeiterin neben mir zu einer andern, „der tut mir aber leid." Der Alte, die Stullentasche unter den Arm geklemmt, trippelte frierend im Schnee und machte ein trübseliges Gesicht. Er wollte doch nicht zu spät zur Arbeit kommen.

Vor kurzem hat mir eine Frau von einem alten Manne erzählt, einem Großvater, der im Sommer des vergangenen Jahres wochenlang keinen Fuß aus dem Bette setzen konnte, nicht viel mehr als ein Sperling aß und nur noch den Wunsch hatte: zu sterben. In der Woche jedoch, in der die Gefahr eines Krieges mit so zäher und unabwendbarer Schnelligkeit über uns hereinbrach, lebte der Alte wieder auf. Er begann wieder mit gutem Appetit zu essen, ließ sich seine Schnupftabaksdose füllen und verwahrte sie, um sie immer zur Hand zu haben, unter seinem Kopfkissen. Am 31. Juli begann Großvater wieder zu „krauchen", begann auch wieder in der Werkstatt zu pusseln und zu basteln, und noch drei Tage später, dem Tag, an dem sein Sohn fort mußte, war der Alte vollständig — mobil. Und seit damals steht er jeglichen Werktag vom frühen Morgen bis zum späten Abend in der Bude und hält, wieder jung geworden, den ganzen Betrieb im Gange.

In der italienischen Renaissancezeit sang man ein Straßenlied, darin es hieß:

Den Jungen viel Glück,
Den Alten den Strick.

Man hat eben schon zu allen Zeiten, vielleicht nur im Altertum nicht, über die Bejahrten mehr gespottet, als sie geehrt. Hat es nicht sogar wilde Volksstämme gegeben, die den Alten keinen zu langen Lebensabend gönnten? Heute sind die Alten aber wieder hoch im Werte gestiegen und allgemein zu den Ehren gekommen, die ihnen zustehen. Seit dem Hunderte und abermals Hunderttausende junge Menschen in dem blutigen Kriege stehen, treten daheim die Alten nochmals in Tätigkeit. Man sieht sie überall rüstig wirken und schaffen auf dem Lande wie in der Stadt, auf dem Felde und in der Fabrik. Der Tatendrang hat auch sie erfaßt, die große Not der Zeit hat ihre Knochen wieder gestählt, nochmals ist ihnen die Lust am Erwerb, an Mühe und Arbeit lebendig geworden, und sie nützen ausgiebig den edlen Rest ihrer Kräfte zum Besten der Familien, zum Trost der Söhne, die im Felde stehen und zum Wohle des bedrängten Vaterlandes.

Wieviel Obstbäume gibt es in Deutschland?

Ueber den Stand des deutschen Obstbaues geben die beiden „Volkszählungen" deutscher Obstbäume Auskunft, die in den Jahren 1900 und 1913 veranstaltet worden sind. In dem zwischen diesen beiden Zählungen liegenden Zeitraume hat sich nach dem Berichte der Wochenschrift „Prometheus" die Zahl der Obstbäume in Deutschland recht erheblich vermehrt. Sie betrug im Jahre 1900 168 431 853 Stück und war im Jahre 1913 auf 196 084 640 Stück gestiegen, hatte sich also um mehr als 27½ Millionen Stück vermehrt. Im einzelnen wies diese Zählung von 1913 74 375 929 Apfelbäume, 30 788 886 Birnbäume, 64 547 217 Pflaumen- und Zwetschenbäume, 21 390 088 Kirschbäume auf. Gegenüber der Zählung von 1900 war bei den Apfelbäumen eine Zunahme von über 22 Millionen Stück und bei den Birnbäumen eine Zunahme von über 5½ Millionen Stück festzustellen, wogegen der Anbau der Pflaumen- und Zwetschenbäume einen Rückgang von über 5 Millionen Stück aufwies und auch die Kirschbäume eine, wenn auch freilich nur kleine Abnahme zeigten. Aprikosen-, Pfirsich- und Nußbäume waren bei der Zählung von 1900 überhaupt noch nicht ermittelt worden; die von 1913 ergab einen Bestand von 2 021 188 Pfirsichbäumen, 2 191 601 Walnußbäumen und 769 731 Aprikosenbäumen. Was den verhältnismäßigen Anteil der einzelnen Obstarten betrifft, so nahmen im Jahre 1900 die Pflaumen- und Zwetschenbäume den ersten Platz ein, aber 1913 hatten ihnen die Apfelbäume den Rang abgelaufen. Unter 100 deutschen Obstbäumen sind jetzt 38 Apfelbäume, 33 Pflaumenbäume, Birnen und Kirschen 16 und 11; Aprikose, Pfirsich und Walnuß aber betragen zusammen nur etwa 2 v. H. der Gesamtzahl unserer Obstbäume. Man sieht aus diesen Zahlen, welch einen gewaltigen Wert für die Ernährung unseres Volkes der deutsche Obstbau darstellt.

Ehemalige Lungenkranke im Kriege.

Die Kriegstauglichkeit ehemaliger Lungenheilstättenpflegkinge unterzieht der Oberarzt der Leipziger Heilstätte Adorf Dr. L. Thieme in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift" einer interessanten Untersuchung. Als im August vorigen Jahres die Mobilmachung stattfand, kamen für den Heeresdienst insgesamt 1228 Patienten der Heilstätte in Betracht. Das Resultat der Kriegsmusterung war, daß 621 als untauglich für jeden Heeresdienst befunden wurden. 29 wurden ins Heer eingereiht, aber nach einiger Zeit wegen Lungenleidens als untauglich entlassen, 241 standen im Felde. Bei letzteren hatte bei ihrer Aufnahme die Diagnose Lungentuberkulose absolut festgestanden. 187 von ihnen befanden sich bei ihrer Entlassung im ersten, 48 im zweiten und 6 im dritten Stadium der Krankheit. Mit dieser Ziffer von 19,6 Proz. einst Lungenkranken, die nun imstande waren, die schweren Strapazen des Krieges aufzunehmen, ist wieder einmal der Beweis erbracht, daß die Lungenheilstätten eine für die Volksgesundheit segensreiche und notwendige Institution darstellen. Das in sie gesteckte Kapital trägt reiche Früchte, wenn man bedenkt, daß 125 Anstalten für Männer mit 10 000 Betten zur Behandlung von 40 000 Kranken jährlich zur Verfügung stehen. Dank den Heilstätten und der eingreifenden sozialen Fürsorge ist es erreicht worden, daß in Preußen die Tuberkulosesterblichkeit, die vor 20 Jahren auf 10 000 Lebende 33 betrug, heute auf 13 gesunken ist. Man kann daher den Satz des Begründers der klimatischen Therapie der Lungentuberkulose Prof. Brehmer in Görbersdorf: die Tuberkulose ist eine heilbare Krankheit — nur immer wieder bestätigen. An der Richtigkeit dieses Wortes wird auch nichts geändert, wenn die Entbehrungen und Anstrengungen bei den im Felde Stehenden viele Rückfälle und Neuerkrankungen zeitigen. Ein solcher nicht zu verhinderder Rückschlag darf aber nicht an der Güte der eingeschlagenen Methode irre machen. Es wird nach Schluß des Krieges einer riesigen Arbeit bedürfen, um der Schäden Herr zu werden; aber es besteht kein Zweifel darüber, daß die Erfolge nicht ausbleiben werden.

Riesenzahlen.

Die italienische Zeitschrift „Roma" wirft die Frage auf, welches die größte Zahl wäre, die man mit drei Ziffern schreiben könne, und kommt in der Beantwortung zu überraschenden Feststellungen: Man möchte zunächst glauben, daß man mit drei Ziffern nicht gerade eine sehr hohe Zahl ausdrücken könne. Im Wirklichkeit kann man jedoch eine Zahl bilden, die so hoch ist, daß die größten Zahlen, denen man in den Rechnungen der Astronomen begegnet, im Vergleich damit winzig erscheinen. Die Zahl ist 9.9.9, d. h. die 9. Potenz der 9. Potenz von 9. Die 9. Potenz von 9 ist 387 420 485; aber die 9. Potenz von dieser Zahl ist so groß, daß man sie nicht schreiben kann, denn sie umfaßt 369 623 100 Ziffern, die zu schreiben 33 Bände von je 800 Seiten, die jede 14 000 Ziffern enthält, erforderlich wären. Die astronomischen Ziffern verschwinden dagegen. Die Atome z. B., die eine Platinkugel bilden würden, deren Radius durch die Entfernung der Erde von einem der fernsten Sterne — einem von denen, deren Licht eine Million Jahre braucht, um zu uns gelangen — dargestellt würde, wären gleich einer Zahl 225 mit 88 Nullen; um dagegen eine Platinkugel zu erhalten, deren Atomzahl gleich der 9. Potenz von der 9. Potenz von 9 wäre, müßte man ihr einen Radius gleich 1239 mit 123 231 000 Nullen geben!

Das Geheimnis des Schmerzes.

Auf das Wesen der Schmerzempfindung haben Experimente, die der schwedische Forscher Dr. A. Hogner angestellt hat, neues Licht geworfen. Ueber das Ergebnis seiner Untersuchungen teilt Hogner in einer schwedischen wissenschaftlichen Zeitung folgendes mit: Man beachtet eine Empfindung nicht sonderlich, solange sie noch neu ist; erst wenn sie sich genügend lange wiederholt, wird der Eindruck schließlich unerträglich. Man denke dabei an die Empfindungen, die durch Musik, durch einen Scherz, durch Essen und Trinken hervorgerufen werden. Eine musikalische Tonfolge, die sich unaufhörlich wiederholt, wird man schließlich hassen. Ein und derselbe Scherz, immer von neuem wiederholt, wird, mag er noch so gut sein, schließlich langweilig, und wer stets dieselbe Speise zu sich nehmen soll, empfindet mit der Zeit dagegen einen förmlichen Widerwillen. In gleicher Weise, wie die allgemeinen Empfindungen des Menschen sich verhalten, reagiert aber auch der Nerv. Die erste Empfindung, die auf einen Nerv einwirkt, wird, so heftig sie auch sein mag, keinen Schmerz hervorrufen. Das Eindringen von Stahl in den Körper, z. B. einen Messerstich, fühlt man nur wie etwas Kaltes. Einen Schuß aus einer Schrotflinte empfindet man überhaupt nicht. (?) Selbst den allerheftigsten Schmerz kann man ertragen, wenn er nur einen Augenblick dauert und sich erst nach langer Pause wiederholt. Zieht man die Hand rasch genug von einem glühend heißen Gegenstand zurück, so entrinnt man der Gefahr, sich zu verbrennen. Erst wenn die Berührung genügend lange dauert, tritt das Schmerzgefühl auf und es entstehen Brandwunden. Sonnenverbrannte und von der Kälte aufgesprungene Hände entstehen ohne Schmerzempfindung; erst nachdem der Prozeß vor sich gegangen ist, beginnen die Hände zu schmerzen. Ein Tropfen Wasser, der auf die Haut fällt, verursacht keinerlei unangenehmes Gefühl; ununterbrochenes Herabfallen von Wassertropfen dagegen erzeugt furchtbare Qualen. Eine der schlimmsten Torturen der Inquisition bestand darin, daß man auf den Kopf des Opfers ununterbrochen Wassertropfen träufeln ließ. Ein besonderes Problem bildet die Empfindlichkeit der Hornhaut des Auges. Hier verursacht schon die kleinste und rascheste Berührung Schmerzen. Eine natürliche Erklärung hierfür wäre, daß die Nerven der Hornhaut die Empfindung besonders rasch übertragen. Aber das ist nicht der Fall. Richtet man z. B. einen feinen Luftstrom gegen die Hornhaut, so entsteht nur eine Kälteempfindung. Eigenartig ist auch Hogners Feststellung, daß lauter Donner, Trommelschlag und das dröhnende Rollen schwerer Lastwagen, daß mit anderen Worten tiefe und dumpfe Geräusche den Schmerz lindern. Dagegen steigern Geräusche in sehr hohen Tonlagen und sehr grelles Licht, vor allem rotes Licht, die Schmerzempfindung. Schließlich ist der menschliche Körper jedem Schmerzgefühl gegenüber frühmorgens empfindlicher als am Nachmittage.

Notizen.

— Erlebnisse eines deutschen Kunsthändlers in London teilten wir am Sonntag nach dem „Berl. Tagebl." mit. Wir erfahren nachträglich, daß der Aufsatz von dem Kunsthändler Leo Blumenreich stammt.

— Der Buchhandel im Kriegsjahr. Der Verein der Buchhändler in Leipzig äußert sich in seinem Jahresbericht über die Einwirkungen des Krieges auf den Buchhandel: Durch den Ausbruch des Krieges sind der Leipziger Buchhandel und Verlagsbuchhandel sehr schwer betroffen worden. Der Absatz der rein wissenschaftlichen und technischen Literatur hat naturgemäß in erster Linie gelitten. Auf belletristischem Gebiet dagegen war der Absatz, vor allen Dingen vor Weihnachten, bedeutend besser, als man erwartet hatte. Dazu kam noch der Absatz an Kriegsliteratur, von der auch Leipzig seinen entsprechenden Teil der bis jetzt im ganzen fast 2000 Erscheinungen geliefert hat. Nicht minder schwer als der wissenschaftliche Buchhandel und der Verlagsbuchhandel ist der Verlag von Fachzeitschriften, von denen in Leipzig über 600 erscheinen, betroffen worden. Erfreulicherweise läßt sich aber im großen und ganzen sagen, daß der Leipziger Verlagsbuchhandel im Berichtsjahre die sehr starke Belastungsprobe durch den Krieg Hand in Hand mit einem großen, weitschauenden und kräftigen Buchgewerbe gut überstanden hat.

— Das Warenhaus der Zeit. In der Kottbuser „Märkischen Volksstimme" finden wir ein großes Inserat der Firma — „Brummer u. Schießer".

— Der Wiederaufbau Ostpreußens. Ostpreußische Handwerker, die sich während ihres Aufenthalts in Groß-Berlin in ihrem Berufe künstlerisch ausbilden wollen, finden unentgeltlichen Unterricht an der 2. Berliner Handwerkerschule (Kunstgewerbeschule), Andreasstraße 1. Es ist besonders den Maurern, Tischlern und anderen Gewerbetreibenden zu empfehlen, von dieser Vergünstigung, die die Stadt Berlin nur den ostpreußischen Handwerkern gewährt, Gebrauch zu machen. Anmeldungen können täglich von 6—8 Uhr abends im Bureau der Schule erfolgen.

Verantwortlicher Redakteur: Alfred Wielepp, Neukölln. Für den Inseratenteil veranw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.